

Muttersprache

**Zeitschrift zur Pflege und Erforschung
der deutschen Sprache**

1

März 1989

Band 99 (1989)

Gesellschaft für deutsche Sprache

Wiesbaden



Sprachwissenschaftliche Terminologie

*Verständlichkeits- und Vermittlungsprobleme der linguistischen Fachsprache**

Von DIETRICH BUSSE

1. Die Terminologisierung der Linguistik

Wer sprachwissenschaftliche Einführungskurse abhält oder sich (entweder in interdisziplinären Forschungsprojekten oder in populärwissenschaftlichen Vorträgen) um die Vermittlung linguistischen Wissens über die engen Grenzen des eigenen Faches hinaus bemüht, kennt das Problem der Vermittlung eines hochgradig artifiziellen und widersprüchlichen Fachvokabulars, wie es die deutsche Linguistik seit dem verspäteten Einbruch strukturalistischer Theorien kennzeichnet. Vermittlung linguistischen Grundwissens gerät über weite Strecken zur Terminologiarbeit; nicht die Sache steht im Vordergrund, sondern die Begrifflichkeit eines (nicht nur für Anfänger) oft undurchschaubaren Gemenges von Definitionen, Modellen, Theorien oder Systemen. Es ist dann nur konsequent, Einführungen in die Linguistik einfach als »Linguistische Grundbegriffe« zu betiteln. Diese Haltung gegenüber dem eigenen Fachwissen, die ich hier weder kritisieren will noch kann, da es sich um ein strukturelles Problem jeder Geisteswissenschaft (ja, Th. Kuhn zufolge, sogar jeglicher Wissenschaft) handelt, beruht auf der Tatsache, daß es ein einheitliches, verlässliches Grundwissen in der Linguistik nicht gibt (und nicht geben kann). Dies berührt die zweite Seite des Problems der Vermittlung linguistischer Terminologie: Deutlicher noch und offener als z. B. in den Naturwissenschaften stellt sich die Sprachwissenschaft als Konglomerat konkurrierender, auf unterschiedlichen bis gegensätzlichen philosophischen, wissenschaftstheoretischen oder forschungsgeschichtlichen Voraussetzungen beruhender Theorien, Modelle und Erkenntnisziele dar.

Nur selten wird in linguistischen Einführungsbüchern auf dieses Problem eingegangen; einer der wenigen, der dies tut, ist Bünning in seiner immer noch aufliegenden *Einführung in die Linguistik* (zuerst 1970). Bünning schreibt unter der Überschrift »Linguistische Terminologie« u. a.:

»Wer Aufsätze oder Bücher über linguistische Themen in die Hand nimmt, der wird mit einer Vielzahl von Fachtermini konfrontiert. Wie in jeder Wissenschaft kommunizieren Fachleute auch in der Linguistik in definierten »termini technici« über ihren Phänomenbereich. Die Funktion der Terminologie läßt sich etwa folgendermaßen knapp angeben: ein Terminus soll einem Begriff einen »treffenden« Namen geben. [...] Wenn dabei in der Linguistik die aus der Schulgrammatik bekannten überlieferten Begriffe nicht ausreichen und durch ein vielfältiges und komplexes Begriffssystem - leider auch z. T. durch konkurrierende Systeme - ersetzt werden, so ist das sachlich begründet. Erstens werden methodisch neue Ansätze bei der Beschreibung bekannter oder noch nicht bekannter Sprachobjekte dokumentiert (negativer Auswuchs: man erfindet methodenindividuelle Termini um jeden Preis). Zweitens leben heute weitaus mehr miteinander stetig kommunizierende Sprachwissenschaftler als in einigen verflossenen Jahrhunderten zusammengenommen, und ihre Aktivität spiegelt sich im vermehrten Fachvokabular.«¹

* Dieser Aufsatz ist die überarbeitete und erweiterte Fassung eines Vortrags auf der 10. Jahrestagung der *Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft* am 3. März 1988 in Wuppertal.

¹ Karl-Dieter Bünning, *Einführung in die Linguistik*; Frankfurt am Main 1970, S. 18 f.

Diese Darlegung ist in verblüffender Weise enthüllend wie auch irreführend. Zunächst kann angezweifelt werden, die Linguisten kommunizierten in »definierten« Termini; dies mag das Ideal und das Ziel der Wissenschaft sein, dem viele Linguisten sich zu folgen bemühen, das aber nicht die Realität des Faches und seiner Publikationen schlechthin ausmacht. Wohl die allermeisten Fachtermini, und gerade diejenigen der zugrundeliegenden Sprachtheorie (die ja wohl den Kern dessen ausmachen sollte, was man »linguistisches Grundwissen« nennt), sind alles andere als wohldefiniert. Ich vermute sogar, daß ein sprachtheoretisches Grundlagen-Vokabular gar nicht im strengen Sinne »wohldefiniert« und »konsistent« sein kann, wenn man – Wittgenstein folgend – all die vielen verschiedenen Gebrauchsweisen der Sprache, ihre Aspekte und Funktionen, berücksichtigen will. Sprachwissenschaft, die terminologische Eindeutigkeit, Konsistenz und Systematizität über den Erklärungs- und Erkenntniswert stellt, wird hermetisch und damit (reduktionistisch) verkürzend. Viele terminologische Neubildungen scheinen eher theorieästhetischen Gesichtspunkten als sachlichen Notwendigkeiten zu gehorchen. Betrachten wir das Wortbildungsparadigma *-em*, so sind uns *Phonem, Morphem, Lexem* und *Sem* mittlerweile geläufig. Sind es andere als ästhetische Gründe, welche einige Kollegen dazu führen, diese Liste durch *Graphem* und *Pragmem* oder gar durch *Semem, Signem, Distingem, Grammem, Monem, Noem* und *Taktem* zu ergänzen? Ein Terminus, so heißt es, soll einem Begriff einen treffenden Namen geben; was ist das Treffende an einem Sachregister, das sich wie das Reimwörterbuch einer exotischen Sprache liest? (Die Wohldefiniertheit solcher Termini sei einmal dahingestellt.)

Wenn Bunting bedauert, daß »leider« konkurrierende Systeme vorlägen, so kann ich dieses Bedauern nicht teilen; zum Glück gibt es konkurrierende Begriffssysteme, Termini, Modelle, Erklärungsansätze und Wissenschaftsparadigmen. Eine Wissenschaft, die ihre Methoden und Erklärungsmittel vereinheitlicht, wird monologisch steril; nur das dialogische Prinzip einer sich auch in ihren begrifflichen und methodischen Grundlagen stets zur Disposition stellenden Wissenschaft wird dem notwendigen und allein Erkenntnisgewinn ermöglichenden Pluralismus einer »Wissenschaft für freie Menschen« (Feyerabend) gerecht. Wer Einheitlichkeit der Terminologie zum Ziel macht, der hängt einem Wissenschaftsverständnis an, das sich an dem aus den Naturwissenschaften geborgten scientistischen Ideal von Wissenschaft orientiert, dessen Brüchigkeit auch für die Naturwissenschaften nicht erst seit Th. Kuhn nachgewiesen ist. Die Nützlichkeit einer Übernahme des scientistischen Weltbildes auch in die Geisteswissenschaften muß erst noch nachgewiesen werden. Wenn die sprachwissenschaftliche Tätigkeit als das Auffinden bzw. Beschreiben »bekannter oder noch nicht bekannter Sprachobjekte« dargestellt wird, dann liegt darin eine eklatante Verkennung des wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Status linguistischer Modellbildungen. Es liegt darin das Mißverständnis, sprachwissenschaftliche Objekte könnten in einer Weise »aufgefunden« bzw. »erkannt« werden, wie man z. B. eine bisher noch nicht bekannte Tierart, einen neuen Stern, eine archäologische Besonderheit oder einen neuen Spendenskandal entdeckt. Sprachwissenschaftliche Forschungsgegenstände werden dadurch unter der Hand zu dinghaften Substanzen hypostasiert, wobei ihr ontologischer Status verdeckt wird und unhinterfragt bleibt. Ein solches Selbstverständnis der sprachwissenschaftlichen Tätigkeit verhindert (oder befördert jedenfalls nicht) die wichtige Einsicht über den konstitutiven Charakter jeder sprachtheoretischen Begriffsbildung und der theoriegebundenen Vorformung ihrer Gegenstände.

Wenn Bunting die gewachsene Zahl der Sprachwissenschaftler als einen der Gründe für die linguistische Terminologievielfalt angibt, so verwundert das nur auf den ersten Blick, erklärt sich aber bald mit heutigen akademischen Gepflogenheiten. Eine »richtige« linguistische Arbeit muß, dem scientistischen Wissenschaftsverständnis zufolge (wendet sie nicht lediglich eine schon bestehende Methode, Theorie, Terminologie auf neue Daten an), ihre »neue« Begrifflichkeit auch explizit definieren und zur »eigenen« Terminologie ausgestalten. Kein Buch, keine Dissertation, keine Magisterarbeit, die auf diesem Markt mithalten will, verzichtet darauf, ihre ideolektalen Neuprägungen (die doch leider meist nur ideosynkratische Entwürfe sind) einzuführen, will sie sich das Adelsprädikat der »echten«, der »harten«, der »wissenschaftlichen« Linguistik erwerben. Es wäre einer ausführlichen Untersuchung der jüngsten Wissenschaftsgeschichte der Linguistik wert, die Ursachen dieser unheilvollen Entwicklung aufzuspüren, welche die Linguistik in weit größerem Umfang ergriffen hat als andere Disziplinen, die aber sicherlich mit der Orientierung am trügerischen Ideal des naturwissenschaftlichen Erkenntnisparadigmas und der damit einhergehenden Abwertung alter, »geisteswissenschaftlicher« Forschungsmethoden als »unwissenschaftlich« zusammenhängt. Für die Anerkennung der »neuen« Linguistik als »harte« Wissenschaft (*science*) wurde ein hoher Preis gezahlt: Die Einheit der Philologien zerfiel; der Dialog zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft brach ab. Indem »Hermeneutik« nahezu zum Schimpfwort wurde, vergab die Linguistik die Chance, mit anderen Kulturwissenschaften im fachübergreifenden Gespräch zu bleiben. Gewiß ist die Ausdifferenzierung eigener Terminologien wissenschaftshistorisch Kennzeichen jeder neu entstehenden Disziplin, sind neue (eigene) Terminologien doch Erkennungszeichen und Identitätsmarken jedes Forschungsgebietes, das sich als akademisches Fach etablieren (und darum von anderen Disziplinen abgrenzen) will. Zudem ist ein Gutteil des Erkenntnisfortschritts in der Sprachwissenschaft seit de Saussure (wenigstens aber die Etablierung eines Sets von Grundbegriffen, auf die sich alle beziehen müssen) an das Entstehen einer schlüssigen Terminologie zu und Definition von linguistischen Grundproblemen gebunden gewesen. Schon von daher können Termini und Terminologie nicht schlichtweg abgelehnt werden; das Gegenbild undefinierter und verdeckter Terminologisierung, bei der die begrifflichen Grundlagen nicht mehr nachvollziehbar sind, darf zu Recht als Schreckbild gelten. Zu warnen ist lediglich (wie stets) vor Übertreibungen.

2. Vermittlungsprobleme mit linguistischer Terminologie

Es geht daher im folgenden um Vermittlungsprobleme mit dem, was ich versuchsweise die Terminologie linguistischen Grundwissens nennen möchte. Hier gibt es, so meint man, mittlerweile einen festen terminologischen Kanon, auf den sich Anhänger/-innen verschiedenster theoretischer Schulen positiv beziehen können. Ich beziehe mich dabei auf Erfahrungen mit der Vermittlung linguistischen Wissens, die ich zum einen in sprachwissenschaftlichen Grundkursen an der Hochschule, zum anderen in interdisziplinärer Zusammenarbeit mit Vertretern anderer Fachwissenschaften (Juristen, Historiker, Psychologen, Literaturwissenschaftler) gewonnen habe.² Betrachtet man sprachwis-

² Zur Auseinandersetzung mit juristischen Sprachtheorien vgl. Dietrich Busse, *Was ist der »Sinn des Gesetzes«? Sprachwissenschaftliche Argumente im Methodenstreit der juristischen Auslegungslehre*; in: Friedrich Müller (Hg.), *Untersuchungen zur Rechtslinguistik*, Berlin 1988; zur Sprachanalyse der Historiker vgl. Dietrich Busse, *Historische Semantik*; Stuttgart 1987.

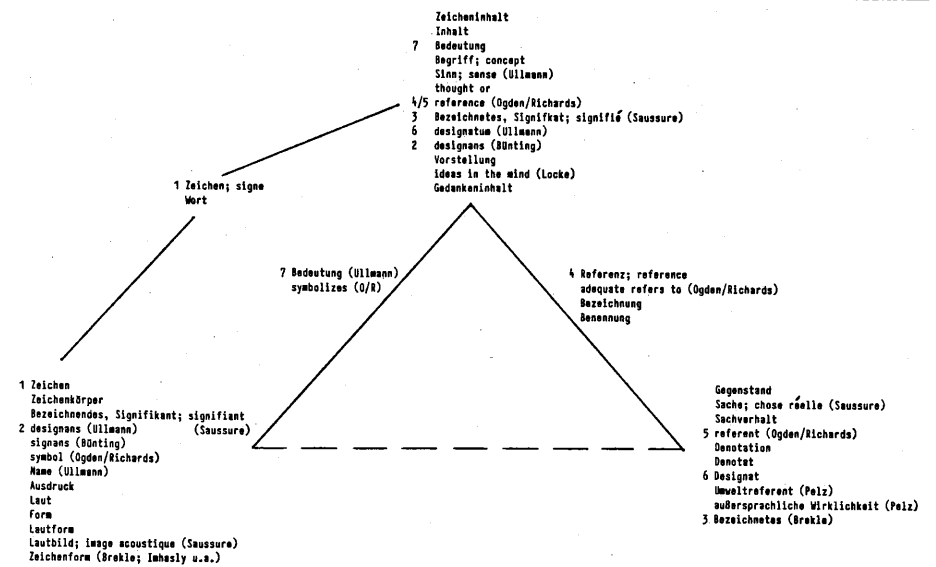
senschaftliche Termini und ihre Definitionen als Mittel zur Lösung von Erkenntnis- und Forschungsproblemen zu je spezifischen Zwecken, dann fällt es schwer, die linguistischen Grundbegriffe als solche Begriffe (oder Modelle) zu vermitteln, welche »die« Sprache so beschreiben, »wie sie wirklich ist«. Ein solches Bedürfnis ist aber bei linguistischen Laien vorherrschend; es liegt quer zu dem ebenfalls vorhandenen Bedürfnis, das »Funktionieren« der Sprache anschaulich und entlang einem vorwissenschaftlichen Alltagsverständnis von Sprache erklärt zu bekommen.

Zunächst einige Ausführungen zum Bedürfnis, die Sprache erklärt zu bekommen, »wie sie wirklich ist«. Es handelt sich dabei um das, was ich das ontologische Mißverständnis nennen möchte. Es betrifft den Status (sprach-)wissenschaftlicher Erkenntnisresultate und berührt erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Grundfragen im Kern. Das nicht nur bei Laien, sondern auch bei der Mehrzahl der Fachwissenschaftler nicht-philosophischer Disziplinen vorherrschende ontologische Mißverständnis besteht darin, daß einer Aussage etwa des Typs »Sprache ist ein System« intuitiv derselbe erkenntnistheoretische Status zugemessen wird, wie z. B. dem Satz: »Dieses Pferd ist ein Hengst«. Die Kopula *ist* wird dabei im Sinne einer Existenzaussage verstanden, welche dem Prädikatausdruck »System« den Charakter eines Seienden in der gleichen Weise zuschreibt, wie dem sinnlich wahrnehmbaren Gegenstand »Hengst«. Was eigentlich eine Definitionsaussage ist, in der ein abstrakter Ausdruck (*Sprache*) durch einen anderen abstrakten Ausdruck (*System*) erläutert wird (wobei die Bedeutungen beider Ausdrücke parallelisiert werden), wird somit unter der Hand zu einer Aussage über existierende Gegenstände, die im Sinne einer realen Ontologie auch »wirklich wahrnehmbar« sind. Was übersehen wird, ist der gegenstandskonstitutive Charakter jeder Sprachdefinition (und der auf ihnen beruhenden Begriffe) in der Sprachwissenschaft. Wenn aber der konstitutive (und damit relativierende) Charakter sprachtheoretischer Begriffe unbeachtet bleibt, dann werden die Begriffe und Aussagen über Sprache, welche Teile der (nach Schütz³) »relativ-natürlichen Weltanschauung« geworden sind, von den linguistischen Laien als feste, unumstößliche Tatsachen mißverstanden. »Wörter«, »Silben«, »Sätze«, »Begriffe« gibt es dann in derselben unhinterfragten Gegebenheit wie »Hengste«, »Stuhlbeine« und andere materielle Gegenstände.

Es macht die Arbeit der Vermittlung sprachwissenschaftlicher Begriffe und Modelle nicht eben leichter, daß die Selbstdarstellung der Wissenschaft nur allzuoft dem ontologischen Mißverständnis entgegenkommt. Die Sprache ist dann eben auch für viele Linguisten ein System mit derselben Unerschütterlichkeit, mit der das Pferd ein Säugetier ist. Die Einführung der linguistischen Terminologie gerät dann zu einem Verdrängungsprozeß, in dem schlicht die vorhandene Alltagsterminologie destruiert und an ihre Stelle ein neues Begriffsgebäude konstruiert wird. Es würde die Vermittlung linguistischen Wissens erleichtern, wenn noch stärker und deutlicher, als das bisher meist der Fall ist, auf die theoretische Konstituiertheit sprachwissenschaftlicher Termini, Modelle und Methoden und damit zugleich ihre Voraussetzungshaftigkeit und Relativität hingewiesen würde. Nur dann kann auch begreiflich gemacht werden, wieso in einem linguistischen Forschungsbereich oft für »denselben« Gegenstand unterschiedliche Termini oder Modelle existieren und daß diese Vielfalt nicht von vorneherein als zu vermeidender Mangel, Fehler oder Beweis unzureichender Erkenntnis angesehen werden kann.

³ Vgl. Alfred Schütz/Thomas Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*; Neuwied/Darmstadt 1975, S. 248.

Schemabild: Zeichendreieck des (hypothetischen) ideellen Gesamtstudenten/-linguisten



Welche Vermittlungsprobleme bei einer aufgrund unterschiedlicher philosophisch-sprachtheoretischer Wurzeln reichhaltigen und undurchschaubaren Benennungsvielfalt bestehen können, möchte ich am Beispiel des bekannten und zum Grundstock jeder Einführung in die Linguistik gehörenden Zeichendreiecks zeigen. Alle Linguisten und jetzigen und ehemaligen Studenten kennen das Grundmodell, bestehend aus den drei Ecken Ausdruck, Inhalt und Bezugsgegenstand. Ich habe aus den mir zugänglichen Einführungswerken in die Linguistik und Fachlexika das zusammengetragen, was ich hier einmal das »Zeichendreieck des (hypothetischen) ideellen Gesamtstudenten« (oder kurz: das »ideelle Gesamtdreieck«) nenne und das all die Informationen bzw. Begriffe zusammenfaßt, die jemandem begegnen, der/die sich in diesen Einführungsbüchern selbständig und umfassend über das sprachliche Zeichen informieren will. (Siehe *Abbildung*.) Dieses Dreieck weist für Ausdrucks- und Inhaltsseite jeweils immerhin dreizehn und für die Gegenstandsseite zehn Bezeichnungen auf. Wichtiger als die (ohnein schon verwirrende) Anzahl ist im Zusammenhang mit den Vermittlungsproblemen von Terminologie, daß dabei sieben Doppelnennungen vorkommen, bei denen eine Bezeichnung also verschiedene Ecken des Dreiecks benennt. (Am auffälligsten dort, wo die Dichotomie »designans«/»designatum« einmal Ausdrucks- und Inhaltsseite, ein andermal aber Inhalts- und Gegenstandsseite benennen soll.) Allen Linguisten ist diese Benennungsvielfalt bekannt, weshalb ich den Befund nicht im einzelnen kommentieren will. Ich möchte ihn nur zum Ausgangspunkt für weitere Überlegungen dazu nehmen, wie Linguisten zu ihren Termini kommen, die dann solche Verwirrung stiften. Doch zuvor noch einige Bemerkungen zur Art der Vermittlungsprobleme, auf die man bei der Weitergabe linguistischen Grundwissens stößt.

Ich hatte oben davon gesprochen, daß das Bedürfnis zu verstehen, wie die Sprache »in Wirklichkeit« funktioniert, sich reibt mit dem anderen Bedürfnis nach (am Alltags-

wissen orientierter) Anschaulichkeit. Die mangelnde Anschaulichkeit linguistischer Termini ist jedenfalls dann nur schwer zu vermeiden, wenn sie mit der konstitutiven Beziehung zwischen Terminus und Gegenstand den inhaltlichen Kern sprachwissenschaftlicher Problemstellungen betrifft. Diese Verständigungsbarriere ist eine, die zwischen Wissenschaft und vorwissenschaftlichem Denken besteht und die nur unter Verdeutlichung der Arbeitsweisen und des erkenntnistheoretischen Status wissenschaftlicher Forschungsergebnisse übersprungen (ich scheue mich zu sagen: beseitigt) werden kann. Diese Veranschaulichung des wissenschaftlichen Arbeitens, die das Zugeständnis einschließt, daß wissenschaftliche Ergebnisse eben nicht den Charakter unumstößlicher Wahrheiten haben, ist eine m. E. unumgängliche Aufgabe einer demokratischem Anspruch verpflichteten Wissenschaft. Nur wenn die Relativität wissenschaftlicher Erkenntnis und damit das Zur-Disposition-Stellen der eigenen Forschungsergebnisse zum selbstverständlichen Gestus der Wissenschaftler/innen wird, werden auch die mit wissenschaftlichem Denken noch unvertrauten Laien verstärkt die Bereitschaft zeigen, sich auf neue Terminologien einzulassen. Verständlichmachung linguistischer Terminologie ist also mehr als nur eine Frage bloßer Didaktik. Die Abwägung zwischen der aus dem Ziel der Verständlichmachung erwachsenen Darstellung der hinter terminologischer Vielfalt und begrifflichem Streit stehenden Grundlagenprobleme einerseits und dem verständlichen Wunsch der Studenten (und anderer Interessenten für sprachwissenschaftliche Erkenntnisse) nach einem anschaulichen und für die eigene Beschäftigung mit linguistischen Themen einigermaßen verlässlichen Grundwissens andererseits gleicht somit der Fahrt zwischen Scylla und Charybdis. Zu welcher Seite man mehr hinneigt ist eine Frage der konkreten Vermittlungssituation und der tatsächlich artikulierten Bedürfnisse; sie erfordert ein sensibles Reagieren.

3. Terminologiebildung: Die Kunst der Metapher

Mit der Fähigkeit, (sprach-)wissenschaftliche Begriffe auf ihre Hintergründe und Ursprünge hin zu befragen, sollte die Fähigkeit verbunden sein, die in den meisten Termini steckende metaphorische Herkunft offenzulegen. Der Ausdruck *Terminus*, der meist für wissenschaftliches Vokabular verwendet wird und der Konnotationen wie »exakt«, »wohldefiniert«, »in einem Benennungssystem verankert« mit sich trägt, verdeckt den metaphorischen Ursprung vieler wissenschaftlicher Begriffe. In der philosophischen Begriffsgeschichte ist (anders als in den anderen Wissenschaften) das Bewußtsein vorhanden, daß die Metapher das meistverwendete Bildungsmuster theoretischer Begriffe ist. So sieht z. B. Gadamer gerade den metaphorischen Charakter abstrakter Begriffe als einen Vorzug, der ihnen eine Offenheit gibt, welche gerade die erkenntnisleitende Kraft der Begriffe ausmacht⁴; und für Blumenberg, der seiner Begriffsforschung den Titel *Metaphorologie* gibt⁵, ist die Bildung metaphorisch gewonnener Begriffe eine »authentische Leistungsart der Erfassung von Zusammenhängen«, die einen eigenständigen Zugriff auf die Sinnkonstitution der »Lebenswelt« ermöglicht.⁶ Metaphern sind daher

⁴ Hans Georg Gadamer, *Die Begriffsgeschichte und die Sprache der Philosophie*; in: *Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen. Geisteswissenschaften*, Heft 170 (= Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften, Vorträge); Opladen 1971, S. 12.

⁵ Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie*; Bonn 1960, S. 11.

⁶ Hans Blumenberg, *Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit*; in: ders., *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigmen einer Daseinsmetapher*; Frankfurt am Main 1979, S. 77.

auch und gerade in der Sprachwissenschaft ein beliebtes Bildungsmuster für Termini. Ihre Leistungskraft liegt zunächst in der Anschaulichkeit, ihrem lebensweltlichen Ursprung; ein Ausdruck wie *Inhalt* (oder *Zeicheninhalt*) ist ohne Erläuterungen verständlich. Die *Organismus*-Metapher in der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts sollte die Ganzheitlichkeit wie die Dynamik der »Sprache« anschaulich machen. Wenn man die Entwicklung der sprachwissenschaftlichen Terminologie unter diesem Gesichtspunkt näher betrachtet, so kann man wohl (dies ist zunächst nicht mehr als eine Vermutung, deren Richtigkeit näher untersucht werden müßte) von einer Tendenz sprechen, die von anschaulichen Metaphern zu zunehmend unanschaulichen Metaphern führt. Denn: auch der Ausdruck *System*, der gegenüber der Organismus-Metapher einen Zuwachs an Exaktheit zu bringen schien (weil er aus einer als »exakt« und »systematisch« anerkannten Wissenschaft übernommen war), ist, auf die Sprache übernommen, nicht mehr als eine zunächst äußerst vage Metapher. Sprachwissenschaftlicher Fortschritt erscheint so als der Austausch einer veralteten gegen eine neue Metapher. Dies bedarf vielleicht der Erläuterung: »Metaphorisch« nenne ich jede Begriffsübertragung, die mit dem Mittel der Analogie arbeitet, die bestimmte semantische Merkmale, welche ein Ausdruck in seinem Ursprungsbereich hatte, aufgrund der Anschaulichkeit, die diese dort gewonnen haben, auf einen neuen Anwendungsbereich überträgt. In diesem Sinne ist auch der Begriff *Zeichen* metaphorischen Ursprungs. Neuere (und daher auch umstrittene) Metaphern in der Linguistik sind etwa die von *Sender*, *Empfänger*, *Kanal* in den Kommunikationsmodellen der 70er Jahre, die dann zu so überzogenen Metaphorisierungen führten wie dem berüchtigten »Rauschen im Kanal«.

Wir wissen wenig darüber, was das Erkenntnis- und Wahrnehmungsmuster »Analogie« eigentlich ist. Analogien müssen unmittelbar einleuchtend sein, um funktionieren zu können, doch können sie niemals festgelegt werden; über Akzeptieren von Analogien (und damit von Metaphern) kann nicht mit Gründen gestritten werden: Evidenz und Nicht-Evidenz stehen sich unmittelbar gegenüber. Metaphorische Analogien sind zunächst immer vage; gerade darin liegt ihre Leistungsfähigkeit, deshalb wurden sie ausgewählt. Metaphern werden immer dann verwendet, wenn über den Untersuchungsgegenstand noch wenig bekannt ist. Analogien können wegen ihrer Vagheit schief sein, sie erleichtern Mißverständnisse; das heißt aber auch: Leistungsfähigkeit und Irreführung sind zwei untrennbare Eigenschaften der Metapher, sie sind zwei Seiten derselben Medaille (oder, wem es beliebt: desselben Blattes Papier). In der Mißverständlichkeit, im nahegelegten Überziehen, darin, daß sie (um mit Wittgenstein zu reden) das Denken auf eine falsche Fährte locken können, liegt die Gefährlichkeit von Metaphern. Solche Irreführungen können im schlimmsten Fall zum Fundus der Grundanschauungen einer Disziplin oder eines ihrer Forschungsgebiete werden, wenn die Metapher ihres bildlichen Kerns entkleidet und zu Termini versteinert sind. Frische Metaphern dagegen ermöglichen die Wachhaltung des bildlichen Charakters, sie sind offener gegen Kritik und leichter durch neue, treffendere Ausdrücke ablösbar. Wäre die Wahl zwischen frischen und versteinerten Metaphern, so würde ich immer für erstere votieren. Nicht gegen Metaphern als Terminologie-Reservoir sollte argumentiert werden, sondern gegen ihren irreführenden Gebrauch. Ein solcher liegt dann vor, wenn der metaphorische Charakter und Ursprung wissenschaftlicher Termini aufgrund eines fragwürdigen Wissenschaftsideals verschleiert werden soll. Er liegt ebenfalls vor, wenn eine einzelne Metapher als Grundstein eines ganzen Theoriegebäudes verwendet wird, ohne daß auf ihre möglichen Irreführungen (auf das Fließende, Sandige des Baugrundes) hingewiesen wird.

Dieselben Gründe, welche zur Verschleierung von Metaphern geführt haben, sind Ursachen für die terminologischen Auswüchse der modernen Linguistik. Das irreführende Ideal der Möglichkeit einer Idealsprache für die Wissenschaften, welchem die frühe analytische Theorie anhing (Carnap u. a.), hat in der Form einer Strategie zur Vermeidung von Metaphern und vagen Ausdrücken zu der Tendenz geführt, neue Termini nicht aus dem Reservoir der vorhandenen Ausdrücke der eigenen Umgangs- oder Bildungssprache zu nehmen, sondern neben der Inhaltsseite gleich auch die Ausdrucksseite der Termini neu zu konstruieren. Die häufig pseudolateinischen Bildungsmuster sind zum größten Teil für die Unverständlichkeit der neueren linguistischen Terminologie verantwortlich und damit für ihre Abschreckungswirkung und die daraus resultierende Ablehnung durch viele Rezipienten. Vor allem diese Übertreibungen (auf die ich oben unter Verweis auf das Wortbildungsmuster *-em* hingewiesen habe) sind es, die das linguistische Vokabular so haben anschwellen lassen. Allein schon der würdige latinisierende Klang solcher fachideolektaler Prägungen (wie sie leider auch die Sprechakttheorie so modisch gemacht hat) soll beeindrucken und dabei häufig auch verschleiern, daß die Ausdrücke auch nicht besser definiert sind als viele Metaphern. Für die Verständlichkeit von linguistischen Termini etwas zu tun heißt für mich, gegen Kunsttermini als definitionsgefüllte Worthülsen und für sinntragendes Wortmaterial einzutreten. Es geht darum, schon bei der Bildung neuer Termini (wenn sie denn wirklich notwendig sein sollten) ihre Anschaulichkeit im Auge zu behalten.

Dies führt mitten in die für unsere Diskussion gestellte zentrale Frage, ob Verständlichkeit, ob Veranschaulichung die Wissenschaftlichkeit einer Disziplin gefährdet. Dies ist eine schwierige Frage, die nicht mit so einfachen Antworten wie »ja« oder »nein« beantwortet werden kann. Wissenschaft ist unter anderem, so könnte man sagen, die »Kunst der Unterscheidung«. Phänomene, die in der Lebenswelt als ganzheitlich, als unerklärtes oder gar unerklärliches Phänomen wahrgenommen werden, werden wissenschaftlich einer Erklärung zugeführt, die Aspekte, Strukturen, Zusammenhänge und Bestandteile aufdeckt, ihnen Namen gibt und sie unter übergreifenden Gesichtspunkten, Sichtweisen, theoretischen und philosophischen Vorgaben in einen Erkenntniszusammenhang bringt, der jedem Ding/Aspekt einen Platz zuweist, es von anderen Dingen/Aspekten abgrenzt und es somit handhabbar macht. Soweit die in der Alltagssprache vorhandenen Ausdrücke dafür nicht ausreichen, werden neue Ausdrücke geprägt oder alte umgeprägt (die aus der Alltagssprache, aber auch aus anderen wissenschaftlichen Diskursen kommen können). Das heißt, der Prozeß wissenschaftlicher Erklärung besteht auch darin, Gegenstände eines Diskurses in das Vokabular eines anderen Diskurses zu überführen. Anschaulichkeit lebt, so haben wir gesehen, von der Analogie; das Analogie-Reservoir einer wissenschaftlichen Erklärung kann nicht nur die Alltagssprache sein, sondern auch das eingeführte Wissen anderer Disziplinen. Analogiebildungen (Metaphern) zu anderen Wissenschaften gelten in der Regel als »wissenschaftlich«; solchen, die ihr Material aus dem Alltagswissen nehmen, wird dieses Prädikat meist verweigert. Dabei unterscheidet sich der Übertragungsprozeß im Kern nicht so gravierend, daß ein solcher Manichäismus gerechtfertigt wäre. Wird ein Terminus aus einer anderen Wissenschaft in die Sprachwissenschaft übertragen, so garantiert dies allein noch nicht die richtige Analogisierung (und die richtige Erklärung des darzustellenden Phänomens); auch solche Übertragungen können sehr schief liegen, doch werden sie meist unhinterfragt hingenommen, jedenfalls nicht in ihrer »Wissenschaftlichkeit« angezweifelt.

Um entscheiden zu können, ob Verständlichkeit die Wissenschaftlichkeit gefährdet, müßte also zunächst geklärt werden, was unter »Wissenschaftlichkeit« verstanden werden soll. Wissenschaftliche und damit linguistische Forschung zielt nicht ins Blaue hinein, sondern hat sich immer den Fragen zu stellen »Von wem?«, »Für wen?«, »Zu welchem Zweck? (Mit welchem Ziel)« und »Mit welchen Mitteln?« Wenn man diese Fragen berücksichtigt, dann wird deutlich, daß es nicht etwa eine einheitliche Wissenschaft gibt, die »die Sprache« zum Gegenstand hat, sondern es einen Unterschied macht, ob etwa ein Psychologe, der sich für die Erklärung kognitiver Prozesse interessiert, ein Beschreibungsvokabular benötigt, das ihm empirische Erhebungen ermöglicht (ein *Design*, wie es dort in so sprechender Weise heißt), ob ein Jurist, der die sprachlichen Aspekte der normtextgebundenen Rechtsprechung für seine Methodenlehre erklären möchte, dafür bestimmte Begriffe prägt (oder übernimmt) oder ob ein Sprachwissenschaftler, der nichts als reine Phonologie betreibt, dafür eine möglichst definierte und abgeschlossene Terminologie benötigt. So verschieden, wie die Erklärungsziele und Anwendungsgebiete sind, so verschieden kann auch die benutzte Begrifflichkeit sein. Eines jedenfalls ist ausgeschlossen: daß Wissenschaftlichkeit darin bestehe, daß für alle diese Zwecke eine einheitliche und durch Definition festgelegte Terminologie existiert.

Wissenschaft ist aber immer auch Vorstoß auf neue Erkenntnisgebiete; neue Aspekte, Sichtweisen und Aufgabenstellungen erfordern eine zunächst immer erst tastende, suchende und deshalb offene und vage Begrifflichkeit. Erkenntnisfortschritt ist nicht anders möglich als durch Wagnisse terminologischer Art. Es sind kühne Metaphern und gewagte Analogien, die am Beginn neuer Forschungsansätze stehen. Wollte man der Wissenschaft diese noch offene Sprache rauben und Wissenschaftlichkeit am Kriterium der Wohldefiniertheit festmachen, dann würde ihr der Lebensnerv gezogen: Wissenschaft wäre nur noch statische Wissensverwaltung, Erkenntnis verkäme zur Immobilie. – Wenn Wissenschaftlichkeit sich also weder am Gegenstand noch an Beschreibungsmitteln alleine festmachen läßt, dann muß sie woanders liegen: im Verfahren. Nicht die Begriffe als solche vermögen anzuzeigen, ob es sich um wissenschaftliche Termini handelt. (Das einzige Prüfungskriterium, das für sie möglich wäre, wäre das Vorkommen innerhalb der gesellschaftlichen Institution »Wissenschaft«; und dieses Kriterium allein würde den Verfechtern »harter« Wissenschaftlichkeit gewiß nicht genügen, tummelt sich in der Sprache der Wissenschaftler doch allerlei sehr verschiedenes Wortmaterial.) Allein der Umgang mit den Begriffen zeigt, ob es sich um Wissenschaft handelt oder nicht. Es bleibt also die Frage zu beantworten, welcher Umgang mit Termini als »wissenschaftlich« auszuzeichnen wäre und möglicherweise dennoch eine Vermittlung (sprach-)wissenschaftlichen Wissens nicht ohne Not erschwert.

4. Überlegungen zu einem sinnvollen Umgang mit (sprach-)wissenschaftlichen Termini

Wenn Sprachwissenschaft das Ziel hat, sprachliche Phänomene zu beschreiben, zu erklären und in ihrem Funktionieren zu verstehen, dann wirft das die Frage nach den Adressaten auf, denen etwas beschrieben und erklärt wird, damit sie die Zusammenhänge verstehen. Die linguistische Forschung hat also einen Adressatenbezug, dem sie sich auch bewußt stellen sollte. Als Adressaten kommen zunächst die anderen Fachwissenschaftler der eigenen Disziplin in Frage; wohl die allermeisten Linguisten denken über diese Zielgruppe nicht hinaus (wenn sie überhaupt einen Gedanken an die Adressaten verschwenden). Dies ist verständlich, sind es doch zuerst die Fachkollegen, welche

den Wert und die Richtigkeit der eigenen Forschungsergebnisse diskutieren. Man versteht sich in einer kleinen scientific community aufgrund ähnlicherer Vorbildung eben (so hoffen wenigstens viele) besser und schneller; die Terminologie ist fast vollständig auf diesen Adressatenkreis ausgerichtet. Über das reine Erklärungsziel hinaus dienen linguistische Modelle und Begriffe aber auch der Ermöglichung weiterer empirischer Forschung, d. h., sie dienen als ein Instrumentarium, als Bausteine einer Methodik (wie Th. Kuhn betont hat). Als solche Hilfsmittel interessieren die linguistischen Termini dann niemanden mehr außer der eigenen Fachöffentlichkeit. Hier mag (wenn überhaupt) eine gewisse Künstlichkeit und auf Voraussetzungshaftigkeit beruhende Schwerverständlichkeit zulässig sein.

Linguistische Theorien und Forschungsergebnisse haben aber auch Adressaten und Anwendungsgebiete außerhalb der eigenen Wissenschaft, wenn Linguistik mehr sein soll als reine l'art pour l'art. Dazu gehört nicht nur der Deutschunterricht, der uns aber in den 70er Jahren immerhin gezeigt hat, wie überzogen und unsinnig die unvermittelte Übertragung wenig erprobter linguistischer (Syntax-)Modelle sein kann, wenn keine Anpassung an die Erklärungsbedürfnisse der Adressaten erfolgt. Es reicht schon, wenn akademisch gebildete Fachwissenschaftler anderer Disziplinen (Literaturwissenschaftler, Psychologen, Historiker, Juristen) linguistische Erklärungsmodelle und Begriffe im Rahmen ihrer eigenen wissenschaftlichen Ziele anwenden wollen. Diese (wie ich in bewußter Abwandlung des eingeführten Ausdrucks sagen möchte) angewandte Linguistik wird in ihrer Bedeutung in den nächsten Jahrzehnten erheblich zunehmen. Wenn die Linguistik sich diesen Bedürfnissen nach interdisziplinärer Wissensvermittlung nicht stellt, dann läuft sie Gefahr, von wichtigen Forschungsbereichen, welche Sprache tangieren (und damit von den Geldtöpfen der Forschungsförderung), abgekoppelt zu werden. Doch dies sollte nicht der einzige Grund für eine verstärkte Adressatenorientierung der Sprachwissenschaft sein: Auch die Vermittlung linguistischen Wissens in außerakademische Bereiche hinein wird immer wichtiger in einer Zeit, in der die Geisteswissenschaften politisch um ihr Überleben zu kämpfen haben. Eine erste Maxime zum Umgang mit linguistischer Terminologie sollte also sein:

»Beachte schon bei der Wahl und Definition deiner Begriffe und Modelle, für welches Publikum deine Forschung interessant sein könnte. Versuche, deine Terminologie so verständlich wie möglich zu machen; vermeide unnötige Kompliziertheit und überflüssige Abweichung von schon eingeführten Termini (sind deine neuen oder neu geprägten Begriffe wirklich notwendig?).«

Wir hatten von der erkenntnisleitenden Funktion von Metaphern gesprochen und versteinerte gegen frische und wissenschaftliche gegen umgangssprachliche Metaphern abgewogen und daraus die Schlußfolgerung gezogen: Nicht um die Vermeidung von Metaphern kann es in der sprachwissenschaftlichen Terminologie gehen, sondern um ihre bewußte und die Folgen bedenkende Handhabung. Metaphern können, wenn es sich um einleuchtende und möglichst wenig irreführende Analogien handelt, eine sehr nützliche Funktion bei der Vermittlung linguistischen Wissens haben. Allerdings muß dabei auch bei den Adressaten das Bewußtsein geweckt und wachgehalten werden, daß es sich um Metaphern handelt und welche Gefahren ihr Gebrauch in sich birgt. Die aus theoretischen Überlegungen, Traditionen und Sichtweisen herrührende Bedingtheit der Ausdrücke sollte (auch und gerade unter Bezug auf ihre Wurzeln) offengelegt und mit erläutert werden. Nur wer versteht, weshalb ein bestimmter Begriff (eine bestimmte Me-

tapher, ein bestimmtes Modell) statt eines anderen verwendet wird, der versteht auch den Begriff (die Metapher, das Modell) selbst. Dies gilt, wie gezeigt, auch und gerade für terminologische Übernahmen aus fachfremden Wissenschaften; gerade hier sollte deutlich gemacht und begründet werden, warum und in welcher Abweichung ein Terminus übernommen wird (der zunächst metaphorische Charakter – und damit dessen Gefahren – solcher Analogiebildungen zu anderen Forschungsgebieten sollte beachtet werden). Die zweite Maxime könnte also lauten:

»Wenn du Analogien ziehst, dann mache deutlich, was du womit vergleichst (oder für vergleichbar hältst). Benutze keine versteckten Metaphern, sondern lege deine Metaphern offen und erkläre sie. Benutze keine Termini und Modelle aus fremden Wissenschaften, ohne zu erklären, welche Funktion sie in deinem Forschungsgebiet haben; erkläre, worin ihre jetzige Verwendung von ihrem Ursprungssinn abweicht. Weise auf die Gefahren und möglichen Irreführungen hin, welche ein falscher, überzogener oder unreflektierter Gebrauch der von dir benutzten Metaphern, Fremdtermini und -Modelle sowie anderen Analogien hervorrufen könnte.«

Wenngleich Wissenschaft (und damit auch die Linguistik) immer ein Auf und Ab von Theorien, Diskursen, Denktraditionen, Weltanschauungen und Schulen ist, wenn also das, was jeweils als die Forschungs- und Erkenntnisobjekte konstituiert wird, nicht ein für allemal verbindlich festgemacht werden kann, so gibt es doch noch so etwas wie ein alle Beteiligten und alle Richtungen verbindendes gemeinsames Interesse »an der Sache«. In Zeiten des erkenntnistheoretischen Relativismus mag diese Aussage bei vielen ein müdes Lächeln hervorrufen, doch ist es gerade dieses Interesse für die Sache (und nicht für die Theorien und Schulen und ihre Differenzen), welches von außen an die Linguistik herangetragen wird. Eine Sprachwissenschaft, die sich um die Vermittlung ihrer Forschungsergebnisse bemüht, darf dieses Interesse nicht unter den Tisch kehren. Vor allem für die Verbreitung linguistischen Wissens außerhalb der Forschung gilt deshalb die Maxime:

»Wenn du linguistisches Wissen an Nicht-Linguisten vermittelst, orientiere dich eher an der Sache, um die es geht, als an Schulen und Terminologien; versuche den Adressaten das Phänomen (womöglich mit verschiedenen Perspektiven, Theorien, Modellen) zu erklären, statt sie auf Termini festzunageln. Gehe vom Alltagsverständnis aus und erkläre, was daran falsch, irreführend oder unzureichend ist. Versuche die Alltagsbegriffe durch Definition und Problematisierung in wissenschaftliche Begriffe umzuwandeln. Verwende anschauliche und nahe am Alltagswissen liegende Metaphern, Bilder und Analogien (doch vergiß dabei nicht die zweite Maxime).«

Die vierte und letzte Maxime betrifft den Gestus und das Selbstverständnis linguistischer Forschung, insofern sie die Verständlichmachung und Vermittlungschancen der Sprachwissenschaft nach außen berühren. Da es sich hierbei um ein wissenschaftstheoretisches und vielleicht sogar wissenschaftspolitisches Credo handelt, bin ich mir der Strittigkeit ihrer Zielsetzung durchaus bewußt. Dennoch sei sie zur Diskussion gestellt:

»Bedenke bei allem, was du tust, welchen Charakter und welchen Status die Ergebnisse der Linguistik haben können. Versuche nicht, sachfremden Wissenschafts-Paradigmen und Methoden-Konzepten nachzueifern, sondern versuche die Möglichkeiten deiner Geisteswissenschaft stark zu machen. Vermeide Naturwissenschaftetelei und überflüssige Pseudoformalisierungen; versuche dich nicht an irreführenden kausalisti-

schen Erklärungen, sondern betone den verstehenden Charakter deiner Disziplin. Nenne empirisch nur, was auch den Methoden-Ansprüchen der empirischen Wissenschaften gerecht wird, aber beharre auf dem Beispielcharakter und der Erklärungskraft deiner eigenen Spracherfahrung. Denn auch diejenigen, denen du deine Forschungsergebnisse vermittelst, prüfen sie an ihrer eigenen Erfahrung.«

Ich möchte diese Prinzipien einer verständlicheren Linguistik, als Maximen eines sinnvollen und vermittlungsorientierten Umgangs mit wissenschaftlichen Termini, zur Diskussion stellen. Ich kann nicht garantieren, daß ihre strikte Befolgung immer möglich ist, noch daß sie allein eine verständlichere Linguistik hervorzubringen geeignet sind. Sicher wird das hinter meinen Ausführungen stehende Wissenschaftsverständnis von vielen nicht geteilt werden. Eins nur ist sicher: Die Sprachwissenschaft wird sich in Zukunft stärker als bisher um die Vermittlung des mit ihren Mitteln erworbenen Wissens nach außen bemühen müssen, wenn sie dem gesellschaftlichen Anspruch an jede von gesellschaftlichen Ressourcen genährte Institution gerecht werden will, daß ihr Nutzen, ihre Tätigkeit und ihre Ergebnisse einsichtig, überprüfbar und damit demokratisch legitimierbar sein sollen.

Dr. Dietrich Busse
Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft
Technische Hochschule Darmstadt, Fachbereich 2
Hochschulstraße 1, 6100 Darmstadt

schen Erklärungen, sondern betone den verstehenden Charakter deiner Disziplin. Nenne empirisch nur, was auch den Methoden-Ansprüchen der empirischen Wissenschaften gerecht wird, aber beharre auf dem Beispielcharakter und der Erklärungskraft deiner eigenen Spracherfahrung. Denn auch diejenigen, denen du deine Forschungsergebnisse vermittelst, prüfen sie an ihrer eigenen Erfahrung.«

Ich möchte diese Prinzipien einer verständlicheren Linguistik, als Maximen eines sinnvollen und vermittlungsorientierten Umgangs mit wissenschaftlichen Termini, zur Diskussion stellen. Ich kann nicht garantieren, daß ihre strikte Befolgung immer möglich ist, noch daß sie allein eine verständlichere Linguistik hervorzubringen geeignet sind. Sicher wird das hinter meinen Ausführungen stehende Wissenschaftsverständnis von vielen nicht geteilt werden. Eins nur ist sicher: Die Sprachwissenschaft wird sich in Zukunft stärker als bisher um die Vermittlung des mit ihren Mitteln erworbenen Wissens nach außen bemühen müssen, wenn sie dem gesellschaftlichen Anspruch an jede von gesellschaftlichen Ressourcen genährte Institution gerecht werden will, daß ihr Nutzen, ihre Tätigkeit und ihre Ergebnisse einsichtig, überprüfbar und damit demokratisch legitimierbar sein sollen.

Dr. Dietrich Busse
Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft
Technische Hochschule Darmstadt, Fachbereich 2
Hochschulstraße 1, 6100 Darmstadt